stischer, für den historischen Wandel offener Gebrauch des Begriffs „totalitär“ sinnvoll.

Vernünftige Alternativen sind auch nicht erkennbar. Der gelegentlich zu hörende Vorschlag, doch besser von „moderner Diktatur“ zu sprechen, führt nicht weiter, sondern in die Irre. Er bescheinigt bestimmten Diktaturen eine Modernität, die einer kritischen Nachprüfung nicht standhält. Und was wären die Gegenbegriffe zu „moderne Diktatur“? Vormoderne oder postmoderne Diktatur etwa? Die Suche nach Ersatzbegriffen zu „totalitär“ hat bisher eher Verwirrung hervorgerufen als Klarheit gebracht.

Eine andere Gefahr ist meiner Ansicht nach noch größer. Ich möchte sie die nicht beabsichtigte sekundäre Apologie nennen. Würden wir aus Rücksicht auf Empfindlichkeiten in einem Teil der öffentlichen Meinung Ostdeutschlands den Begriff „totalitär“ tabuisieren, würden davon posthum nicht nur kommunistische, sondern auch faschistische Diktaturen, obenan die nationalsozialistische, profitieren. Mit der Entdramatisierung des Begriffs beginnt die Verharmlosung der historischen Wirklichkeit – bis hin zur Apologie. Ein kritischer Vergleich fördert immer Gemeinsamkeiten und Unterschiede zutage. Unkritisch wäre ein Vergleich, der die eine Diktatur zur Entlastung der anderen heranzieht. Das hat beim altbundesdeutschen Historikerstreit 1986 Ernst Nolte getan, als er den Holocaust aus dem Archipel GULag „abzuleiten“ versuchte. Aber es gibt auch die Apologie in der ideologischen Umkehrrichtung. Man kann die NS-Diktatur als Folie nehmen, um die DDR, mit Günter Grass' Romanhelden Theo Wuttke zu sprechen, als „kommode Diktatur“ erscheinen zu lassen. Bei dieser Art von Vergleich gerät die Berufung auf die deutsche Katastrophe, die Herrschaft des Nationalsozialismus, zum Vehikel politischer Entsensibilisierung: ein pathologischer Lernprozess.

Die Spaltung Deutschlands in zwei Geschichtskulturen ist ein Faktum, aber keines, mit dem wir uns abfinden müssen. Die Formel meines geschätzten Kollegen Hagen Schulze, es gelte, die unterschiedlichen Geschichtsbilder in Ost und West zur Kenntnis zu nehmen und zu tolerieren, diese Formel kann ich mir nicht zu eigen machen. Eine solche Harmonisierung von Gegensätzen, eine Art intellektueller Burgfriede, würde weder der Wissenschaft noch der Demokratie gut bekommen. Mit Blick auf das, was wir vom einstigen Geschichtsdeutungsmonopol der SED noch heute nachwirken sehen, sollte die Maxime gelten: Wir müssen diese Wirkungen ernstnehmen und uns mit ihnen auseinandersetzen. Ich danke Ihnen.

(Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Wir haben hier schon zwei durchaus gegensätzliche Einschätzungen gehört und könnten eigentlich schon anfangen zu diskutieren. Aber wir haben noch weitere, die wir zunächst hören wollen. Herr Hans-Jürgen Fischbeck bitte.

Dr. Hans-Jürgen Fischbeck: Ich möchte mich bedanken für die Einladung und mir die Bemerkung nicht verkneifen, daß ich mir vor 10 Jahren überhaupt nicht habe träumen lassen, einmal in diesem Hause an dieser Stelle zu sitzen.

(Beifall)

Ich denke, das muß auch mal gesagt werden.

Ich möchte etwas aus meiner Erfahrung als Studienleiter an der Evangelischen Akademie in Mülheim sagen, und zwar etwas über die Muster von Orientierungsverlusten und Orientierungslosigkeit in Ost und West, die meines Erachtens ganz verschieden sind und auch ganz verschiedene Ursachen haben. Nach der Wende erschien, wie wahrscheinlich alle von Ihnen wissen, ein Buch – wie ein Meilenstein gewissermaßen – unter dem Titel „Das Ende der Geschichte“ von Francis Fukuyama. Das Fazit dieses Buches war: Jetzt, wo der Kalte Krieg zu Ende und der Staatssozialismus zusammengebrochen ist, ist Antwort gegeben auf die Fragen der Geschichte, und das Ende der Geschichte ist da. Da bedarf es eigentlich keiner weiteren Orientierungen mehr, denn das Ziel ist erreicht, und man braucht auch nicht weiter zu fragen. So ungefähr könnte man dieses Fazit zum Ausdruck bringen. Das war nun aber doch eine sehr vorschnelle Einschätzung.

Es muß doch weiter nach Orientierung gefragt werden. Beispielsweise gibt es ein Kooperationsprogramm der Bertelsmann-Stiftung mit den evangelischen Akademien in Deutschland unter dem Titel „Geistige Orientierung, Schritte ins dritte Jahrtausend“. Wenn denn das Ende der Geschichte da wäre, brauchte man keine Schritte mehr zu tun. Aber ich glaube doch, daß alle spüren, daß es notwendig ist, nach Schritten zu fragen, und wenn man Schritte gehen will, muß man auch nach Orientierungen fragen. Und da zeigt sich zunächst einmal in Ost und West, glaube ich, Orientierungslosigkeit, allerdings gänzlich verschieden. Auf der einen Seite haben wir Orientierungsverlust im wesentlichen im Osten, und auf der anderen Seite haben wir postmodernen Relativismus im Westen. Das sind verschiedene Muster mit ganz verschiedenen geschichtlichen und kulturellen Hintergründen.

Im Osten, glaube ich, ist es ziemlich deutlich, worin der Orientierungsverlust besteht. Da spielt der Zusammenbruch der sozialistischen Ideologie schon eine Rolle. Wir haben heute vormittag Interessantes darüber gehört: Daß sie als solche eigentlich wenig akzeptiert wurde, aber dennoch ganz erstaunlich nachgewirkt hat. Das spiegelt sich darin wider, daß, wie wir gehört haben, 71 % der Menschen in Ostdeutschland sagen, daß der Kommunismus eine gute Idee war, aber nur schlecht verwirklicht wurde, und daß selbst im Westen eine große Zahl von Menschen vielleicht nicht vom Kommunismus so etwas sagen würde, aber vielleicht doch vom Sozialismus. Das sind beides Ismen, das sind beides Ideologien. Dennoch gibt es also eine Nachwirkung, und die Orientierung an solchen Paradigmen, will ich sie mal nennen, ist eben zusammengebrochen. Da hat sich gezeigt: Dieser Kommunismus und dieser Sozialismus waren nicht die Antwort der Geschichte. Und was denn nun? Dieser Orientie-